

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Band: 24 (1965-1966)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

DESZÖ CSALLÁNY, *Archäologische Denkmäler der Gepiden im Mitteldonaubecken (454–568 u. Z.)* Archaeologia Hungarica, Series Nova, 38. 406 Seiten, 281 Tafeln, 1 Karte, 28 Textabbildungen, 4° (Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest 1961).

Der Titel dieses umfangreichen Korpus ist historisch bestimmt, und die Fundvorlage ist chronologisch und ethnisch an die historische Terminologie gebunden, womit einer zukünftigen Diskussion manche Anregung gegeben wird. Beginn und Ende dieses «Reihengräber-Phänomens» in bestimmten Teilen der grossen ungarischen Tiefebene und dem siebenbürgischen Bergland (= Gepiden) ist für den Verfasser kaum ein ethnisches und chronologisches Problem und die Zuweisung dieser Bestattungssitte an die historisch bekannten Gepiden steht für ihn ausser jedem Zweifel.

Die Relation zwischen der Morphologie des Landes und der Funddichte scheint von grosser Bedeutung zu sein (Kartenbeilage und S. 249ff.), weil der Autor fünf Räume mit gepidischen Funden unterscheidet (A. Körös-Theiss-Maros; B. Maros-Theiss-Donau; C. Szamos-Theiss-Körös; D. Donau-Theiss-Zwischenstromland; E. Drau-Donau-Savegegend), von denen aber nur zwei, nämlich die am Mittellauf der Theiss (und ihrer Nebenflüsse) und die in Siebenbürgen, topographisch von Bedeutung sind, weil in einer Beckenlandschaft Flussläufe nicht trennend, sondern erfahrungsgemäss verbindend zum Nachbarufer wirken. Insofern ist z. B. die Einteilung «D. Donau-Theiss-Zwischenstromland» zur Orientierung für den auswärtigen Benutzer des Buches nützlich. Aber den tatsächlichen Gegebenheiten, dass nämlich nicht einmal eine grössere geschlossene Landschaft in einer bestimmten frühgeschichtlichen Periode gleichmässig dieselbe Bestattungssitte (Körpergräber mit Beigaben) kennt, wird sie nicht gerecht. Wenn man nicht die archäologische Evidenz zur historischen Tatsache erheben will, dass ausserhalb der beiden durch die Reihengräbersitte ausgewiesenen Siedlungsräume an der mittleren Theiss und in Siebenbürgen in dieser Zeit nicht gesiedelt wurde, wird man dieser Art des Nachweises des gepidischen Siedlungsraumes kaum folgen wollen. Es ist das eine Prämisse, der man nicht vorbehaltlos zustimmen kann. Bevor sie nicht bewiesen ist, wird man vorsichtiger nur von zwei Ballungsräumen sprechen, in denen

die Reihengräbersitte (als Teil des «östlichen-merowingischen Kreises») geübt wurde.

Diese – von ethnischen Bindungen zunächst unabhängige Aussage – stützt sich auf rund 275 Fundorte mit knapp 2000 Gräbern (S. 249) in einer Zeit von etwa 120 Jahren, also innerhalb von drei bis vier Generationen. Im Vergleich zu den Ballungsräumen dieser Sitte in Mittel- und im nördlichen Westeuropa ist das eine nur geringe Fundmenge. Allerdings ist der in Frage stehende Zeitraum dort auch etwa doppelt so lang wie in «Gepiden». Wieweit ausserdem der Forschungsstand diesen gravierenden Unterschied bedingt, ist unsicher.

Ein nicht geringer Teil des Verdienstes, dass wir die Verhältnisse an der mittleren Theiss heute so deutlich übersehen können, geht auf die Initiative der Familie des Verfassers zurück. Und die besser beobachteten wenigen Friedhöfe zeigen gegenüber Mitteleuropa eine insgesamt geringere Beigabefrequenz, so dass wohl an der mittleren Theiss und in Siebenbürgen mit mehr beigabenarmen und beigabenlosen Bestattungen gerechnet werden darf als in Mittel- und Nordwesteuropa.

Damit erweist sich «Gepiden» archäologisch als ein dem «westgotischen» Spanien vergleichsweise sehr ebenbürtiges Land. Der Vergleich reizt, weil die Masse der Grabfunde auf der Iberischen Halbinsel ebenfalls dem ausgehenden 5. und der ersten Hälfte des 6. Jh. angehört. Von dort kennen wir etwa 40 Fundplätze dieser Zeit mit ungefähr 800 besser beobachteten Bestattungen, wobei die Entscheidung, was dort alles als «westgotisch» bezeichnet werden soll und ob wir in den dort den Reihengräberbrauch Übenden allein die historischen «Westgoten» sehen sollen, keineswegs gefallen ist. Auch auf der Iberischen Halbinsel gibt es hinsichtlich der Beigabensitte einige noch nicht genügend gewürdigte Schattierungen. Nur kleinere Teilgebiete kennen da die Reihengräbersitte, vor allem Alt- und Neukastilien, von wo uns wenig über die politische Wirksamkeit der Westgoten überliefert ist, im Vergleich zu Landstrichen, aus welchen wir keine Reihengräberfunde kennen, aber ausführliche historische Nachrichten haben. Es bestehen also auch dort einmal hinsichtlich der Fundquantität im Vergleich zu Mitteleuropa, zum andern bezüglich des Verbreitungsgebietes und schliesslich der ethnischen Interpretation erhebliche Differenzen und Schwierigkeiten. Diese archäologischen Theiss-

und Siebenbürgen«Provinzen» sind also im Prinzip jenen der Iberischen Halbinsel sehr ähnlich, und man darf vermuten, dass die Ballungsräume in Südfrankreich, in Oberitalien, in Böhmen, in Thüringen und vielleicht auch in Masuren (Ostpreussen) unter ähnlichen Gesichtspunkten gewertet werden müssen, nämlich als Erscheinungen inmitten von Gebieten, die zwar u.a. auch die Körperbestattung, aber keine Beigabensitte kennen. Nur die oberitalienische Gruppe ist nach allgemeiner Vorstellung später als die Mitte des 6. Jh. zu datieren, alle anderen der eben genannten scheinen in der Masse älter. Und diesen Erscheinungen ist gemeinsam, daß sie doch immer nur Teilen der politischen und ethnischen Zugehörigkeitsvorstellungen archäologisch – und auch da nicht immer überzeugend – gerecht werden können.

Chronologisch sollen die gepidischen Funde aus dem Mitteldonaubecken der Zeit von 454 – 568 angehören, also der Zeit vom Zusammenbruch des Hunnenreiches bis zur Abwanderung der Langobarden nach Italien. Das wird aber vom Verfasser nicht konsequent befolgt, wenn er S. 346ff. wichtige Fundgruppen erst der Zeit der awarischen Übersichtung zuweist. Dabei werden die Widersprüche zwischen der historischen Terminologie und Datierung und der relativen archäologischen Chronologie offenbar.

Zu den frühen archäologischen Horizonten gehört das Grab 1 von Ermihalyfalva (Tf. 238), welches dem Horizont der sog. Fürstengräber (oft mit goldblechbelegten Hiebwehrgewehren) angehört. Ob in diese Zeit auch schon die Gräber mit schildförmigen Gürtelhaften (Ösennietbeschläge, cf. Madrider Mitteilungen 3 [1962], 152ff.), z. B. Gräber Szentes-Nagyhegy, Grab 8, Tf. 24, 16; Kiszombor, Grab 330, Tf. 147, 5 gehören, wie es der Rezensent bezüglich eines «westgotischen» Gräberfeldes in Altkastilien als möglich erörterte, müsste noch geklärt werden. Vielleicht liegen die Verhältnisse bei dieser Fundgruppe im Mitteldonaubecken, wo sie nur gering vertreten ist, anders. Aber solche unscheinbaren Artefakte wie diese Ösennietbeschläge erlauben uns bessere chronologische Vergleiche über grosse Entfernungen wie die aus Edelmetall oder Bronze gefertigten Fibeln, bei denen stilkritische Argumente leicht das tatsächliche Gewicht der Beziehungen verwischen oder überbetonen. Zielt die betonte Weite der Beziehungen bei den schildförmigen Gürtelhaften in mittel- und südwesteuropäische Richtung, bis nach Südengland, Italien und Spanien, so zeigen die Vogelkopf-Gürtelschnallenbeschläge vom Typ Szentes-Nagyhegy, Grab 15 (Tf. 312), dieselbe Weite in östlicher Richtung an. Sie wurden kürzlich als «Pontische Gürtelschnallen mit Adlerkopf» zusammenfassend behandelt. Neben ihrem Hauptverbreitungsgebiet auf der Krim mit Ausstrah-

lungen (?) an den Kuban und an den unteren Dnjepr bildet das mittlere Donaubecken (einschl. Siebenbürgen) die zweite Fundverdichtung für diesen Typ (Dacia, N.F. 3 [1959], 486, Abb. 1). Der vom Verfasser für diese Gruppe gegebene Zeitansatz (S. 358) «frühawarisch» (568 – 600) scheint etwas spät angesetzt zu sein. Die Art der Kombinationen können Hinweise auf bestimmte Zeitstellungen geben. Um hier bei den pontischen Gürtelschnallen mit Adlerkopf zu bleiben: In den Gräbern 15 und 77 von Szentes-Nagyhegy ist eine solche Gürtelschnalle mit nur einer Fibel vergesellschaftet. Das fällt auf, weil wir diese Bügelfibeln gern der Frauentracht zurechnen und sie dann auch paarweise vorhanden sind, denn das paarweise Auftreten ist für uns ein übliches Kriterium für eine weibliche Bestattung. Die Kombination Gürtelschnalle und nur eine Fibel (oft als einzige Beigabe) findet sich häufig auf der Iberischen Halbinsel (Acta Arqueologia Hispanica 4 [1948], Tafelteil, Gräber 10, 144, 177), wenn auch mit anderen Typen als an der mittleren Theiss. Auch dort ist der Kontrast zu den üblicherweise als weiblich angesehenen Kombinationen mindestens ebenso deutlich wie an der Theiss. Der Katalog gibt für Szentes-Nagyhegy, Grab 15 ein Männergrab, für Grab 77 keine Geschlechtsbestimmung an. Ist die Interpretation als männliche Grablege also auf anthropologischem Weg gewonnen? Andernfalls wäre es eine Interpretation, die im Katalogteil nichts zu suchen hätte. Die Lage der Gräber 15 und 77 im Gräberfeld distanziert sich betont von der Masse der fundführenden Gräber im unmittelbar südlich anschliessenden Teil des Gräberfeldes und erst dann folgt der «awarische» Teil. Wenn nun die pontischen Gürtelschnallen mit Vogelkopf der «frühawarischen» Zeit angehören, fragt man sich, warum sie dann nicht in dem «awarischen Teil des Gräberfeldes» liegen, der auf dem Plan noch weiter südlich liegt. Die Gräber 15 und 77 sind aber von diesen «awarischen» Gräbern durch einen breiten Streifen der «gepidischen» Gräber getrennt. Ist das nun eher ein Hinweis auf die sehr unregelmässige Belegung des Friedhofes oder auf eine unrichtige Datierung? Die Frage bleibt offen, ob diese pontischen Gürtelschnallen mit Adlerkopf nicht mit dem Schwerpunkt der «Vogelkopfmode» gleichzeitig sind, also mit kleinen Vogelfibeln und auch mit grösseren Adlerfibeln Westeuropas (z.B. Archivo Españ. Arqueol. 14 [1940/41], 49, Fig. 32). Sowohl pontische Gürtelschnallen mit Adlerkopf wie die Adlerfibeln Westeuropas sind stilgeschichtlich – auch wegen der Gleichartigkeit der grossen Rechteckformen an den Schnallen – am ehesten als innerhalb eines kurzen Zeitraumes hergestellte Trachtbestandteile mit Schmuckfunktion erklärbar. Auch wenn wir zwei Gruppen von Adlerfibeln (solche mit Steineinlagen und einfachere mit Punzver-

zierung) unterscheiden können, möchte man an eine relativ kurzlebige Mode denken. Leider ist eine Adlerfibel nur einmal aus einem geschlossenen Fund bekannt (Deza, Prov. Soria, Grab 6), und dieser sagt mit seinen wenigen Beigaben nichts aus. Aber ein Lesefund aus Duratón (Segovia) lag in dem älteren, 1942 untersuchten Teil des Gräberfeldes, in dem die wenigen betont älteren Fundgruppen gehäuft sind. Handelt es sich hier um den Beginn einer gesamtmediterranen Vogel(kopf)mode?

Den Schlüssel für die Fragen der feineren Chronologie werden, wenn überhaupt, die wenigen grösseren Gräberfelder mit leidlich oder sorgfältig beobachtetem und überliefertem Bestand bieten, etwa Szentes-Kökenyzug, Szentes-Nagyhegy, Szentes-Berekhát, Szöreg, Kiszombor und Mezöband.

Einer der spätesten archäologischen Horizonte wird in geschlossenen Funden im Mitteldonaubecken und in den Karpaten durch sog. byzantinische Beschläge und Schnallen (z.B. Szentes-Nagyhegy, Grab 29, Tf. 25, 13 und 25, 14) und durch pyramidenförmige Spathariemenknöpfe (z.B. Marosveresmart, Grab 13, Tf. 237, 5) angedeutet. Beide Fundgruppen sind nur schwach vertreten und deuten den Übergang zur «awarischen» Zeit an, wobei erst untersucht werden müsste, ob das Jahr 568 ursächlich etwas mit dem Abbrechen der einen und dem Aufkommen der neuen Fundgruppen zu tun hat. Auch für dieses Phänomen bietet die Iberische Halbinsel sehr ähnliche Beispiele, und dort sind sicher nicht die historisch bekannten Fakten primäre Ursachen für den grundsätzlichen Strukturwandel in den Nekropolen, etwa zur selben Zeit. Solche Gemeinsamkeiten von zwei über tausend Kilometer voneinander entfernten Räumen lassen sich wohl nur durch enge Kontakte mit einem kräftigen Berührungspunkt erklären, der beiden gemeinsam ist, worunter wir das engere mediterrane Kulturgebiet dieser Zeit verstehen dürfen. An seiner nördlichen, bzw. nordwestlichen Peripherie können bei etwa gleichen Substratbedingungen durchaus sehr ähnliche archäologische Erscheinungen im Grabbrauch entstanden sein. Nur die gegenüber dem engeren mediterranen Raum unterschiedliche Beigabensitte, nämlich Beigabenlosigkeit, dürfte diesen Zusammenhang verschleiern. Dieses wird zu bedenken sein, wenn man nördlich der Alpen einem östlichen-merowingischen Kreis, zu dem auch «Gepidien» gehörte, weitere Kreise, wenigstens doch einen «westlichen-merowingischen Kreis», gegenüberstellen soll.

Der mit nüchternem Fleiss zusammengestellte Denkmälerbestand «Gepidiens» ist ausserordentlich reich – fast vollständig – dokumentiert. Mit Ausnahme einiger stark korrodierter und noch nicht konservierter Fundgruppen aus Eisen, zu denen man sich trotzdem gerne die Querschnittzeichnungen gewünscht hätte, ist damit

eine grosse Fundprovinz der Reihengräberkultur vollständig zugänglich gemacht worden. Das nach Sachformen geordnete Materialverzeichnis (S. 379ff.) scheint, wie eine Stichprobe bei den Ösennietbeschlägen ergab, nicht immer ganz vollständig zu sein; es erleichtert aber die Arbeit mit den Tafeln, die die heute kaum noch üblichen römischen Ziffern verwenden, sehr.

Diese Arbeit von D. Csallány wird zukünftig aus der Reihe der grossen Dokumentationen zur völkerwanderungszeitlichen Archäologie nicht mehr wegzudenken sein.

Wolfgang Hübener

CLAUDE LAPAIRE, *Museen und Sammlungen der Schweiz*. (Paul Haupt, Bern 1965). 245 S. 36 Taf. 5 Karten. 80.

Mit Unterstützung der Stiftung «Pro Helvetia» ist in mehrjähriger Arbeit von Claude Lapaire und einer Kommission, der W. Künzi (Bern), P.-H. Boerlin und R. Wildhaber (Basel), J.-B. de Weck (Fribourg), M. Stettler und der Herausgeber angehörten, ein ausgezeichnet handlicher Schweizer Museumsführer geschaffen worden. Er legt von der Vielfalt und Häufigkeit der verschiedenartigsten Schausammlungen in der Schweiz beredtes Zeugnis ab. Die gewaltige Arbeit wurde durch Fragebogen bewältigt, an deren Auswertung sich der persönliche Besuch des Editors anschloss. Die im Vorwort von Künzi erwähnten «Musées Suisses», besorgt von P. Bouffard, Genève, *Bibl. d'art et d'archéologie* 1956 (vgl. S. 5), und die auf S. 9 als Anmerkung aufgeführten Vorarbeiten haben wohl nur als Ansporn zum Zusammenstellen des neuen Führers gedient, keineswegs aber als massgebende Wegbereiter. Laires Buch führt weit über diese Vorläufer hinaus, besonders in bezug auf seine einheitliche Vollständigkeit. Nicht berücksichtigt wurden lediglich – wie aus der Einleitung hervorgeht – die Sammlungen, die ganz in Depots gelagert sind oder deren Benützung der Öffentlichkeit verschlossen ist, ferner Bibliotheken und Archive ohne permanente Ausstellungen. Botanische und Zoologische Gärten finden sich dagegen verzeichnet, da sie das Kriterium der dauernd zur Verfügung stehenden Schausammlung erfüllen. Die rund 340 Museen werden nach dem Ort in alphabetischer Reihenfolge besprochen. Das für den jeweiligen Text massgebende Schema, welches für das Anlegen anderer gleichgerichteter Führer zur Richtschnur genommen werden kann, ist auf S. 7 und 8 abgedruckt. Es bringt neben den üblichen Angaben eine Geschichte der betreffenden Sammlung und deren verwaltungsmässige Stellung, die Namen der Konservatoren und der Assistenten mit Ihren Ressorts und – was von grosser Bedeutung ist – bibliographische Angaben über die von den Museen publizierten Periodika, Monographien, Führer und

Kataloge von Wechslausstellungen (die letztern nur für die Jahre 1958–63). Durch die Literaturhinweise greift der Führer sichtbar über den bei ihm erwarteten Rahmen hinaus. Wie es in der Schweiz Brauch ist, stehen alle Angaben im ortsüblichen Idiom. Es mag dies vom Ausländer als Nachteil empfunden werden, ersparte aber die Edition in jeder der drei Landessprachen. Allfällige Mängel der Arbeit führt Lapaire in seinem sympathisch selbstlosen Vorwort (S. 10) auf. Doch Stichproben ergeben die quasi Fehlerlosigkeit der Angaben, was für eine solche Publikation das wesentliche Gütezeichen bildet und von der exakten Arbeitsweise des Autors und seiner Helfer zeugt.

Besonders erwähnenswert scheint uns die knappe, aber präzise Geschichte der Schweizerischen Museen. Es geht daraus die hervorragende Rolle Basels hervor, das heute noch neben Zürich am meisten Museen zu bieten hat. Die Museumsgeschichte schliesst mit der kritischen Bemerkung, dass durch das Fehlen jeglicher Koordination bei der Neugründung die Entwicklung auf dem Gebiet des Museumswesens dem Aussenstehenden «manchmal fast als chaotisch» erscheinen mag. Eine besondere Betrachtung ist der Geschichte der Museumsarchitektur gewidmet. Die Organisation der Museen ist sehr vielfältig, in der Mehrzahl kommunal oder kantonal, nur für fünf bundesstaatlich, häufig halb- oder ganz privat. 68 verfügen über einen oder mehrere vollamtliche Konservatoren; Laboratorien und Restaurierungswerkstätten besitzen bloss vereinzelte. Das heisst, dass die überwiegende Zahl der Sammlungen lokaler und spezieller Natur ist. Aber gerade ihre Berücksichtigung erhöht den Wert des Führers, und er mag sich für die kleineren Museen als besonders förderlich erweisen.

Durch die Register nach Kantonen und ausgestellten Sachgruppen wird die Benützbarkeit erhöht. Allerdings dürfte das Sachverzeichnis in Zukunft noch eine etwas detailliertere Gestaltung erfahren. Die Liste der Konservatoren kann nur kurzlebig sein, denn sie unterliegt ständigen Änderungen. In der jetzigen Ausführung gilt sie bereits nicht mehr vollumfänglich. Dem Wissenschaftler und Liebhaber erleichtern die fünf nach Museumsgattungen gestalteten Karten die Reisevorbereitungen. Sie können in ihrer Art als Erstlinge gelten und verdienen für ausländische Führer Nachahmung. Bei den vorzüglichen, sporadisch eingestreuten Abbildungen kommt die Verschiedenartigkeit der Museen gut zum Ausdruck.

Der einzige Nachteil eines solchen Führers liegt, wie bereits angedeutet, in der schnellen Überholtheit seiner Angaben. Dass das Basler Antikenmuseum zwar schon ein Jahr vor seiner Eröffnung Berücksichtigung fand, zeugt von der vorausschauenden Arbeit des Herausgebers. In der Zwischenzeit sind aber bereits wieder et-

liche neue Museen gegründet worden¹. Das Buch behält seinen Wert, wenn es in regelmässigen Abständen – sagen wir alle zehn Jahre – neu und revidiert aufgelegt wird. Es ist zu hoffen, dass hier nicht eine einmalige Leistung vorliegt, sondern der Grund zu einer ständigen und wertvollen Institution gelegt worden ist.

Wüthrich

LUDWIG BERGER, *Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel*. Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels. (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1963). 115 Seiten, 44 Tafeln.

Die Erforschung der frühen Stadtgeschichte Basels war von Anbeginn durch eine sehr ungünstige Quellenlage gehemmt. Bis weit ins 12. Jahrhundert hinein sind insbesondere die schriftlichen Zeugnisse spärlich, vergleicht man sie mit dem Überlieferungsbefunde etwa anderer rheinischer Bischofsstädte. Diese Ungunst der Quellenbasis hat dazu geführt, dass eine Reihe von Fragen, die die lokalgeschichtliche, insbesondere die moderne städtegeschichtliche Forschung stellt, im Fall Basel weitgehend unbeantwortet bleiben mussten und dass andererseits eine Anzahl von wichtigen Detailproblemen zur Frühgeschichte Basels seit mehr als 100 Jahren die Lokalhistoriker beschäftigt haben und dennoch bis heute in hohem Masse umstritten geblieben sind². Unter diesen Aspekten kommt allen Ausgrabungsfunden auf dem Basler Areal, ihrer sorgsamen und methodisch unanfechtbaren Bergung, Beschreibung, Datierung und schliesslich der im Urteil abgewogenen Prüfung ihres Quellenwertes unter verschiedenen Fragestellungen verstärktes Gewicht zu.

Der vorliegende Band leistet einen wertvollen Beitrag in dieser Richtung. Der Verfasser stand vor der undankbaren Aufgabe, sich einer Ausgrabung annehmen zu müssen, die in der Hauptsache nahezu ein Vierteljahrhundert zurücklag (1937–38), an der er selbst keinen Anteil hatte und die in der Art ihrer Durchführung nicht durchgehend wissenschaftlichen Erfordernissen entsprach. Um so höher ist seine ordnende und beschreibende Leistung zu würdigen. Ein detaillierter Fundkatalog sowie eine sorgfältige Rekonstruktion – soweit noch möglich – und Einzelauswertung des Grabungsbefundes nehmen zwei Drittel des Bandes ein.

¹ Neueröffnungen von Museen 1966: *Arth-Goldau* (Goldauer Bergsturzmuseum), *Ermatingen* (Fischereimuseum, Ablage des Heimatmuseums in Steckborn), *Schloss Haldenstein* (Ablage des Rätischen Museums Chur), *Roncate TI* (Pinakothek Giovanni Züst), *Basel* (Jüdisches Museum), *Bürglen UR* (Tellmuseum).

² Vgl. dazu die Untersuchung des Rezensenten «Die Stadtentwicklung von Basel bis zum Ende des 13. Jahrhunderts» in *Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins* 112 (N.F. 73), 1964, S. 431–467.

Das Grabungsareal ist an jenem rheinnächsten Teil der Birsigtalenecke gelegen, wo die Forschung von jeher neben dem Münsterhügel zweiten und zweitältesten Siedlungskern Basels lokalisierte und mit dem als entwicklungsgeschichtlichem Gegenpol zur Domburg des Münsterhügels die moderne Städtehistorie Basel als Beispiel des von ihr postulierten dualistischen Typus in die europäische Stadtentwicklung des frühen Mittelalters einzuordnen suchte. – Dies führte den Verfasser notwendig dazu, den Grabungsbefund auf seinen Aussagewert zur gesamten Basler Frühgeschichte hin zusammenfassend zu überprüfen und ihn mit ihren bisher ungelösten Problemen zu konfrontieren. Das war vor ihm nur vereinzelt mit Teilen des Befundes und in oft oberflächlicher Weise geschehen. Insgesamt gesehen ist freilich das Ergebnis dieser Auswertung eher enttäuschend. Auf keine der umstrittenen Fragen bietet das Fundergebnis eine entscheidend weiterführende oder gar abschliessende Antwort. Die Siedlungskontinuität einer Handwerkersiedlung an der Birsigmündung von spätrömischer Zeit bis ins frühe Mittelalter wurde weder bestätigt noch ganz ausgeschlossen. Unsicher bleibt nach wie vor die Beziehung der unbezweifelbaren spätrömischen Siedlung am Fusse des Kastells zu den überlieferten Bezeichnungen *Basilica*, *Robur*, *Arrialbinnum*. Dass freilich diese Siedlung nicht das eigentliche Siedlungszentrum des spätrömischen Basel gewesen sein kann, diesen negativen Nachweis gegenüber der These von Berchems führt der Verfasser aus dem Befund meines Erachtens überzeugend. Doch seiner eigenen, vorsichtig vorgetragenen Alternative (Gleichsetzung von *Basilica*–*Robur* durch Annahme einer *attractio* bei Ammian, Möglichkeit einer Befestigung des *Birsigtalvicus*, der dann das bei Ammian erwähnte *Munimentum* sein könnte) stehen Bedenken genug entgegen. Ungelöst lässt der Ausgrabungsbefund auch weiterhin die Ursprünge, bevölkerungsgeschichtliche Zusammensetzung, «städtische» Funktion und Ausdehnung der frühmittelalterlichen Talsiedlung bis über das 11. Jahrhundert hinaus. Er bietet daher den Thesen von Ennen und Planitz im Fall Basel keine zusätzliche Stütze. In Frage gestellt wird durch ihn der bisher von der Mehrheit der Forscher (von Bernoulli bis C. A. Müller) angenommene Verlauf der Mauer von 1080 für den unteren Teil des Birsigtals, doch lässt er nicht erkennen, wo sie tatsächlich verlaufen sein könnte. Der Verfasser sieht sich auch hier auf vorsichtige Hypothesen beschränkt.

In zwei vom Ausgrabungsbefund weitgehend unabhängigen Exkursen beschäftigt sich der Verfasser schliesslich noch mit dem umstrittenen verwaltungs- und bevölkerungsgeschichtlichen Verhältnis *Augusta Raurica*–Basel sowie mit dem Verlauf der Mauern des spätantiken Kastells auf dem Münsterhügel. Seine Er-

gebnisse – gleichwertiges Bestehen der beiden Siedlungen bis über 600 hinaus einerseits, Zweifel an der neuerdings (Fellmann, Laur–Belart) angenommenen Begrenzung des Kastells auf das Areal des Münsterplatzes ohne den nördlichen Hügelsporn andererseits – sind abgewogene, bemerkenswerte Diskussionsbeiträge, die freilich die Anhänger der Gegenthese nicht aus dem Felde schlagen dürften.

Bietet somit die Interpretation des Ausgrabungsbefundes auch keine umwälzenden neuen Gesichtspunkte und lässt sie die lokalhistorischen Probleme im wesentlichen ungelöst wie eh und je, so liegt ihr unbestreitbarer Wert doch in einer genauen zusammenfassenden Bestandaufnahme auf der Basis wichtigen Ausgrabungsmaterials. Die historischen Schlüsse des Verfassers sind immer sachlich und mit aller gebotenen Vorsicht formuliert. An den in ihnen dargebotenen, stets sorgfältig durchdachten Anregungen wird künftig ein Historiker, wenn er sich mit der Frühgeschichte Basels beschäftigt, sei es isoliert oder in grösserem Zusammenhang, sowenig vorübergehen können wie die siedlungsgeschichtliche und archäologische Forschung an dem reichen Einzelmateriale, das der Fundkatalog enthält.

Reinhard Patemann

Konservierung und Denkmalpflege. Unter dem Patronat der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege herausgegeben vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, Zürich. Teil I «*Tafelbild*» von ROLF E. STRAUB, Teil II «*Gefasste Holzskulptur und Schnitzaltar*» von THOMAS BRACHERT. (Verlag Berichthaus, Zürich 1965). Ringheft quer 8°.

Vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft in Zürich wurden im vergangenen Jahr unter dem Patronat der Eidg. Kommission für Denkmalpflege die beiden ersten Teile einer Publikationsreihe unter dem Titel «*Konservierung und Denkmalpflege*» vorgelegt, begleitet von einem Vorwort des Präsidenten der Eidg. Kommission für Denkmalpflege, Prof. A. A. Schmid (Freiburg).

Der erste Teil – «*Tafelbild*» – war ursprünglich nur als Protokoll eines dreitägigen Kurses über die technischen Probleme bei der Konservierung und Restaurierung von Tafelbildern gedacht. Dieser Kurs war 1963 vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft für die Mitglieder der Eidg. Kommission für Denkmalpflege, die kantonalen Denkmalpfleger und die Mitarbeiter der «*Kunstdenkmäler der Schweiz*» unter Leitung von Rolf E. Straub abgehalten worden. An Stelle eines Protokolls entstand ein aus zahlreichen Karteikarten zusammengesetztes und in der äusseren Verwendung sehr praktisches Ringbuch, das sich in seinem Aufbau

nach den verschiedenen aufeinanderliegenden Schichten der Tafel- und Leinwandbilder richtet: Bildträger (Holztafeln, Leinwände, Metallplatten), Grundierung, Metallauflagen, Farbschicht, Schlussüberzüge (Firnisse). Es wird dargelegt, woraus diese Grundelemente bestehen, was ihre häufigsten Schäden sind und wie man diese beheben kann. Als Beispiel sei aus dem Inhaltsverzeichnis das Gebiet der Farbschicht mit seinen Unterteilungen angeführt: a) Bindemittel, b) Farbmittel und Anreiben der Pigmente, c) Alterserscheinungen, d) Schäden durch falsche Behandlung, e) Verputzungen und Übermalungen, f) Ergänzen von Fehlstellen, g) Bindemittel für Retuschierfarben, h) Frühschwundrisse, i) Borkenbildung und k) Runzelbildung – Sikkativsprünge – unverträgliche Pigmente. Dabei ist *expressis verbis nicht* von werkstoffgeschichtlichen und maltechnischen Fragen die Rede. Hierzu läge ausreichende und leicht zugängliche Literatur vor, die zum Teil unter «Nachweise und Literatur» jeweils auf der Rückseite einer Karteikarte angegeben wird.

ROLF E. STRAUB, heute Leiter des Instituts für Technologie der Malerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, vorher am erwähnten Institut in Zürich und Herausgeber des Sammelwerks «Über die Erhaltung von Gemälden und Skulpturen» (Zürich 1963), will eine Anleitung zum Verständnis der Schäden an Tafelbildern und zu deren sachgerechter Behandlung geben; er möchte den Denkmalpflegern und Kunstwissenschaftlern das Verständnis für die mit dem Kunstwerk verbundenen materiellen Gegebenheiten erleichtern. Sein Buch ist also nicht eigentlich für den Restaurator geschrieben, dem diese Dinge bekannt sind. Mit einem Kunsthistoriker, der das hier vorgelegte Wissen besitzt, kann sich der Restaurator viel leichter verständigen, und die gegenseitige Diskussion wird sich nicht schon in der Darstellung der «technischen Gegebenheiten eines Kunstwerks» erschöpfen.

Der zweite Teil, verfasst von THOMAS BRACHERT, Nachfolger Straubs am Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, ist überschrieben mit dem Titel «Gefasste Holzskulptur und Schnitzaltar». Im selben Ringbuch, als Karteikarten mit anderer Farbe und nach demselben Prinzip in einzelne Sachgebiete aufgeteilt wie im ersten Teil, hat Brachert doch ein anderes Ziel als Straub verfolgt. Auf seinem Gebiet liegt fast keine Literatur vor. So zeichnet er einen *Aufriss der Techniken der gefassten Holzskulptur*, vom Holzkern über die Grundierung zur Farbschicht und den Schlussüberzügen fortschreitend. Er zeigt den Aufbau der einzelnen Schichten, die spezifischen Eigenheiten und Aufgaben der Fassmalerei, die ja nicht nur Bemalung, sondern auch letzte Stufe der plastischen Durchgestaltung einer Skulptur sein kann.

Die technische Verwandtschaft der gefassten Holzskulptur mit der Tafelmalerei ist bekannt. Es ergibt sich daraus, dass viele Probleme der Konservierung und Restaurierung dieselben sind. Dies hat durch die Zusammenarbeit der beiden Autoren dazu geführt, dass in den beiden Teilen auf Gemeinsames durch Verweis Bezug genommen und kein Problem doppelt behandelt wird.

Das, was mit den Entstehungsvorgängen von Bildern und Skulpturen fast nichts zu tun hat, dafür aber bei der Konservierung, Restaurierung und Lagerung eine um so grössere Rolle spielt (wie Fragen der Luftfeuchtigkeit und der Klimatisierung), wird in besonderen Kapiteln ausführlich behandelt. Das gilt auch für den Schädlingsbefall und die verschiedenen Methoden der dem jeweiligen Objekt angepassten Prophylaxe. Es zeigt sich, dass der internationale Stand des Wissens in gemässer Form und unter Beiziehung von Beispielen und öfterem Hinweis auf die Literatur wissenschaftlich und objektiv wiedergegeben wird. Dass etwa zwei Bilder aus ganz verschiedenen Gründen gleichartig abblättern können, mag verdeutlichen, wie ausschlaggebend sich eine klare Analyse der «Krankheitsursache» für die spätere Behandlung erweist. Um den mannigfaltigen Anforderungen gewachsen zu sein, ist eine volle Beherrschung des Repertoires *aller* Eingriffsmöglichkeiten zur Rettung eines Kunstwerkes notwendig. Nichts darf dogmatisiert werden ausser den drei Restaurierungsgrundsätzen: Dokumentation soweit als möglich, weitestgehende Reversibilität, Respekt vor der Originalmaterie. Bei beiden Autoren kommt diese Auffassung deutlich zum Ausdruck. Beide gehen vom «Urkundencharakter» der beschriebenen Objekte aus (Straub: «Gemälde haben grundsätzlich Urkundencharakter», Brachert: «Skulpturen sind wie Gemälde grundsätzlich als Urkunden zu behandeln»). Bei der Erwähnung der Retusche verweist Straub auf die Problematik dieser Ausgangsposition hin, indem er die Einheit des Kunstwerkes als einen weiteren Gesichtspunkt in die Diskussion zieht.

Endgültige und voll befriedigende Lösungen grosser Probleme der Ästhetik bei der Konservierung und Restaurierung von Kunstwerken gibt es nicht. Wohl versucht man, sich durch Diskussionsbeiträge, Essays und Polemiken einander zu nähern. Mit Stichworten seien diese Probleme angedeutet: Patina, Bildgeschichte, Alterung, Reinigung (bes. diskutiert anlässlich der Ausstellung «Cleaned Pictures» in London 1947), ästhetische Einheit, Kunstwerk und Urkunde. Die Anführung der diesbezüglichen, ziemlich reichhaltigen Literatur wäre in möglichen Nachtragsblättern sehr wünschenswert. Berücksichtigung verdienten dabei die fundamentalen Arbeiten von CESARE BRANDI, deren wichtigste in einem Sammelband unter dem Titel *Teoria del restauro* (Roma 1963) vorliegt. Hier wird

jedem in der Kunstwissenschaft Tätigen zum erstenmal und ausserhalb von «Geschmack und Gespür» klar formuliert und erkenntnistheoretisch fundiert ein Weg geöffnet, die historischen *und* ästhetischen Gegebenheiten des zu behandelnden Kunstgegenstandes (Bauwerk, Bild und Skulptur) zu erfassen. Auf Grund eines solchermaßen ausgearbeiteten Befundes lassen sich dann die speziellen Forderungen an Konservierung und Restaurierung formulieren. Wie wichtig eine geisteswissenschaftliche Unterbauung aller entsprechenden Massnahmen ist, beweisen die vielen Restaurierungen, deren Ergebnisse von der mangelnden Vorstellung über Ausgangspunkt und Ziel der Restaurierung zeugen. Die beste «technische» Arbeit ist ungenügend, wenn das Ergebnis Unklarheiten in sich schliesst. Dies sei nicht als Kritik an der vorliegenden, hochwillkommenen Publikation gesagt, sondern als Bitte, bei eventuellen Nachträgen oder den noch in Aussicht gestellten Teilen der Reihe «Konservierung und Denkmalpflege» die eben apostrophierten Gesichtspunkte zu berücksichtigen.

Es sind im gleichen äusseren Rahmen noch die folgenden Teile vorgesehen: «Farb- und Bindemittel», «Holz-, Stein-, Metallkonservierung». Die weitere Planung schliesst die Bearbeitung von «Keramik-, Textil-, Plastikkonservierung» und «Orgeldenkmalpflege» in sich. Zur Verwirklichung dieses grossen Programms wünschen wir dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft die nötige Energie und – nach Abschluss der Arbeiten – den gebührenden Erfolg. Die bereits erschienenen beiden Teile haben an Vollständigkeit und Klarheit der Darlegung aller auf das Tafelbild und die Holzskulpturen bezüglichen Fragen zurzeit nicht ihresgleichen. Denkmalpfleger, Restauratoren und die auf verwandten Gebieten arbeitenden Naturwissenschaftler werden die Publikation dankbar zur Hand nehmen, um sich gründlich informieren und beraten zu lassen.

H. Christoph von Imhoff

HUGO SCHNEIDER, *Schweizer Gebrauchsziinn*. 8°, 11 Seiten, 16 Tafeln (aus dem Schweizerischen Landesmuseum 16. Hochwächter-Bücherei 56) (Verlag Paul Haupt, Bern 1965).

Der Liebhaber des Zinns findet in dieser Broschüre, die aus einer kurzen Einleitung, einigen vorbildlichen Umzeichnungen von Meister- und Beschauzeichen und den Kommentaren zu den 16 Abbildungen besteht, wertvolle und lehrreiche Hinweise. Zinn ist bis heute – wie es heisst – «das Silber des kleinen Mannes» geblieben. Von den seltenen älteren Beständen aus dem 11. bis 16. Jahrhundert kommen keine Objekte zur Darstellung. Das früheste Gefäss ist eine Freiburger Stütze von 1656 mit der Meistermarke «FF». Zum Hauptteil stammen die alle im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich aufbewahrten Gegenstände – neben Kannen auch Wöchnerinnenschüsseln, Giessfässer (eines in Delphinform), eine Wärmekugel und ein Rasierbecken – aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert. An ausgewählten und qualitätsvollen Beispielen führt der Autor einige der für die verschiedenen Landesgegenden der Schweiz charakteristische Formen vor, ohne deren Unterschiede näher zu erklären. Das Primat des Bildes wird bewusst gewahrt. Unter den knappen einleitenden Bemerkungen verdienen die über Meistermarken und gesetzlich vorgeschriebene Legierungen Beachtung. Erstmals bei der seit 1953 erscheinenden Publikationsreihe reichen die Abbildungen seitlich bis zum Schnitt, was geschmackvoll wirkt. Sie bestechen daneben durch eine zur Oberflächenbelebung des Zinns raffiniert ausgenützte Licht- und Schattenwirkung. Das seit Gustav Bossard (1934) und Dora Fanny Rittmeyer (Winterthurer Jahrbuch 1961) kaum mehr gewürdigte, doch sehr beliebte Schweizer Sammelgebiet erlangt durch Schneiders Bildbändchen in angenehmer Weise neue Aktualität.

Wüthrich